

„Saint Sulpice“, das Asyl der Flüchtlinge.

Im „Nieuwe Amsterdamsche Courant“ schildert der Pariser Korrespondent das Leben der im Seminar Saint Sulpice untergebrachten Flüchtlinge aus Nordfrankreich und Westbelgien:

Derweil die Möglichkeit, mit einigen Zeppelinbomben Bekanntheit zu machen, viele Herrschaften der oberen Gehirnschicht, die das Vertrauen zur Regierung in die Residenz gelockt hatte, wieder schleunigst in den Süden zurücktrieb, bleibt für die unglücklichen Flüchtlinge aus den Nordprovinzen Paris nach wie vor der Zufluchtsort, den sie mit Vorliebe aufsuchen. Das konnte ich konstatieren, als ich gestern eines der Pariser Asyls besuchte, nämlich das alte Seminar „Saint Sulpice“, das an dem Plage und der Kirche gleichen Namens liegt.

Das große, Jahrhunderte alte Gebäude, welches seit Jahren leer steht und bestimmt war, die Schätze aufzunehmen, die das Luxemburg-Museum nicht mehr fassen kann, ist seit dem Beginn des Krieges als Stätte für die Flüchtlinge eingerichtet. Was besonders interessieren wird, ist, daß, obwohl es von Staat und Gemeinde subventioniert wird, es ein reines Privatunternehmen ist. Und zwar sind es die Ladeninhaber und Polizeibeamten des 6. und 14. Arrondissements, die es eingerichtet haben und alle ihre freie Zeit der Versorgung der unglücklichen, vor der Invasion geschützten Obdachlosen zur Verfügung stellen. Was das Gebäude 1200 in Holland vertrieben, wenn ich bemerke, daß das Gebäude 1200 Personen faßt und fortwährend von oben bis unten besetzt ist.

Die Einrichtung dieses alten Hauses, dessen Oberstock in eine für die Studenten bestimmte Reihe Kammern eingeteilt ist, erweist sich zur Unterbringung von Familien als besonders geeignet. In jedem Kammernhaus haust eine Familie, die auf diese Weise eine Art eigene Wohnung besitzt und es sich darin, so weit es die Umstände zulassen, bequem machen kann. Am Komfort hapert es freilich ziemlich; so z. B. sind die meisten Kammern nicht beheizbar, so daß die Bewohner, wenn sie frieren, die Kachelöfen auf den Gängen aufsuchen müssen. Zum Glück ist es noch nicht sehr kalt gewesen, und dann — so ein Geplausche am Kachelofen hat ja auch seine Reize.

Als ich meinen Besuch machte, war gerade Essenszeit. Aus gewaltigen Töpfen wird in der Küche die duftende Suppe in große Schüsseln geschöpft und in den Eßsaal getragen, wo an langen Tafeln viele hungrige Gaumen darauf warten. . . Ich brauchte nicht zu fragen, ob es schmeckt, so eifrig aßen sie davon. Mit Suppe, Fleisch, dazu nach französischer Art viel Brot, und noch einen kleinen Nachtisch, stellte sich das Essen als ein ganz gutes Mahl dar. Viele arme Teufel, die sonst kaum satt zu essen hätten, haben es hier besser als je. Und doch werden sie zeitweise beschwerlich. So erzählte mir der Magazinschef, der mich seine Vorräte sehen ließ (worunter auch einige von guten Gebern gestiftete Pfaffen Wein für die Kranken waren), daß sie unter keinen Umständen Reis essen wollten. „Ballen hoch liegt er nun — ein Geschenk eines Großhändlers — aufgestapelt, aber der Vorrat nimmt nicht ab. Sie essen lieber nichts, als daß sie Reis essen, und ich weiß wirklich nicht, was ich nun anfangen soll.“

Die Verwaltung des Asyls beschränkt sich jedoch nicht allein auf die Verschaffung von Nahrung und Unterkunft, sondern es wird noch Mühseligkeit danach getrachtet, den Männern Beschäftigung zu suchen, was in vielen Fällen auch gelingt. Für die Kinder wird Schule gehalten. Das brachte insofern einige Schwierigkeiten mit sich, als ein großer Teil der belgischen Kinder kein Französisch versteht, aber man hilft sich so gut man kann.

Das niedlichste des Asyls ist die „pouponnerie“, die Säuglingsabteilung, wo die kleinen Babys gepflegt werden. In einem hellen, äußerst reinlichen Raum stehen in langen Reihen die Wiegen nebeneinander, und eine Anzahl Pflegerinnen ist andauernd damit beschäftigt, die Kleinen, zierlichen Puppen zu versorgen, zu säugen, zu waschen und ihnen zu trinken zu geben.

So tut man, was man kann, um den Flüchtlingen das Leben so erträglich als möglich zu gestalten, und dankbar wird dies auch anerkannt. Was aber alle besetzt, ist der eine Gedanke: Zurück in ihre Städte, ihre Dörfer, ihr Haus, um zu wissen, was der Krieg für ihr erbärmliches Leben noch übrig gelassen hat. . . .

Von Japan nach Deutschland.

Eine Dame, die nach zwölfjährigem Aufenthalt in Japan während des Krieges nach ihrer deutschen Heimat zurückgekehrt ist, schildert der „Köln. Ztg.“ ihre Heimreise in folgenden Ausführungen:

Meine Freunde waren entsetzt, als ich ihnen von meinem Plan sprach. Ich ließ mich indessen nicht abhalten, die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Zunächst begab ich mich zur Rippon Yusen Kaisha, einer der größten Dampfschiffahrtsgesellschaften, um mir eine Fahrkarte zu besorgen. Bezeichnenderweise erklärte man mir, es sei nicht erlaubt, Karten an Deutsche, auch nicht an Damen, zu verkaufen. Die Gesellschaft habe von der englischen Regierung die strengste Anweisung erhalten, Deutsche die Mitnahme zu verweigern. Die englische Regierung erlaube keinem Schiff, in den Häfen von Hongkong einzulaufen, wenn auch nur ein deutsches weibliches Wesen an Bord sei. Erst durch die Fürsprache des mir bekannten japanischen Verkehrsministers gelang es mir, die Reiseerlaubnis zu erhalten, wobei sich die japanischen Behörden für meine Person verbürgen mußten und mir verboten wurde, in den englischen Häfen an Land zu gehen. So konnte ich dann am 4. November mit meiner Familie, fünf kleinen Kindern und der Erzieherin, mit der Japana Maru von Yokohama abreisen.

Bis nach Kagasaki verlief die Fahrt ohne besonderen Zwischenfall; nur gab es kurz vor dem Einlaufen in den Hafen eine große Aufregung: Durch Funkpruch wurde die Einnahme von Tsingtau gemeldet. An Bord blieb alles ruhig, nur in Kagasaki herrschte unendlicher Jubel. Überall wehten Fahnen, die Schulen veranstalteten Umzüge, und dieses Feiern dauerte mehrere Tage. Das war der letzte Eindruck, den ich aus dem Lande mitnahm, in dem ich zwölf Jahre gelebt, das ich liebgewonnen hatte. Ich möchte hier einige Bemerkungen über die Behandlung der Deutschen in Japan während des Krieges einschalten. Bei Beginn des Krieges hatte die Regierung strengen Befehl gegeben, allen Deutschen die größte Zurückhaltung zu erweisen. Man war äußerst höflich zu den Ausländern und zeigte gerade den Deutschen besondere Sympathie. Die Stimmung des Volkes war gegen den Krieg, und auch in den regierenden Kreisen hörte man immer wieder die Entschuldigung: Wir waren als Verbündete Englands gezwungen, am Kriege teilzunehmen.

Rahrgäste hatten wir bei der Abreise nur wenige an Bord, und das waren nur englische Freiwillige; sie stiegen in den verschiedenen Häfen zu. Weiteren Zuwachs an Freiwilligen erhielten wir in Schanghai. Sie erwiesen sich als nette Reisefahrten. Es waren Männer aus gebildeten Kreisen, die mit großer Begeisterung dem Kriege entgegenzogen. Mehrere unter ihnen hatten früher schon gedient, und diese benutzten ihre soldatischen Kenntnisse zum Einergieren der anderen. Alles ging mit großer Begeisterung ans Werk: morgens und nachmittags wurde je eine Stunde exerziert. Zu meinem Erstaunen beobachtete ich aber, daß die Beteiligung immer schwächer wurde, und daß zuletzt das Exerzieren ganz ausgefallen werden mußte, da keiner mehr mitmachen wollte. Ganz besonders ergötzen sich die mitreisenden Japaner an der Energielosigkeit dieser Soldaten und sie ergingen sich in besessenen Spottreden über die Unfähigkeit der englischen Soldaten überhaupt. Sie meinten, es gäbe überhaupt nur zwei Völker, die gute Soldaten lieferten, die Deutschen und die Japaner. Immer wieder sagten mir die Japaner, ich solle mich nur ja nicht ängstigen, die Engländer könnten unmöglich fliehen. Als dann eines Tages durch drahtlose Telegraphie die Nachricht kam, unser Dampfer würde wahrscheinlich nicht bis London fahren, da die Deutschen bereits die englische Küste beschnitten, herrschte unter den Japanern ein großer Jubel. Erregt lief einer zum andern, lobte die Deutschen, und alle bedauerten, nicht mitmachen zu können beim Verhauen der Engländer. Diese Ansicht habe ich in Japan wiederholt gehört, und jeder meiner japanischen Bekannten, der nach Tsingtau ging, sagte: „Ich wünschte, es ging gegen die Engländer, nicht gegen die Deutschen.“ Der gleiche wütende Haß war auf der englischen Seite zu finden, und das Schimpfen auf die Japaner nahm kein Ende.

Als das Schiff bei Hongkong festgemacht hatte, kamen mehrere englische Offiziere an Bord, die meine Papiere verlangten und mich einem längeren Verhör unterzogen. Darauf wurde mir strengstens unterzagt, das Schiff zu verlassen und den Hafen zu photographieren. Stets umgaben uns Geheimpolizisten. Die Stadt Hongkong war im Kriegszustand, alle Männer in Uniform, wie uns unsere Freunde erzählten. Die Engländer selbst machten sich lustig über

den allzu strengen Kriegszustand, der in Hongkong herrschte. mußten sie doch zu ihrem größtenummer schon um 5 Uhr zum Schiff zurückkehren. Wenn man die herrliche Stadt sieht, umringt von hohen Bergen, wie in einem Tal gelegen, zu dem man nur durch zwei enge Meerestrafen gelangen kann, deren Ufer von mächtigen Felsen gesäumt sind, so versteht man angefaßt der Unangreifbarkeit dieses Ortes den übermäßig strengen Kriegszustand nicht, der über ihn verhängt wurde. Auf Umwegen, mit abends abgeblendeten Lichtern, fuhren wir weiter. Bisweilen erhielten wir durch Funkpruch die Nachricht, ein türkisches Schiff sei in Sicht, da verstimmt dann plötzlich die Lieder, die soeben noch gemeinsam in die dunkle Nacht hinausgejungen worden waren. Kurz vor Singapur führten die Japaner lebende Bilder und allerhand Vorstellungen auf, von denen ich zwei ganz besonders erwähnen möchte. Das eine lebende Bild stellte die Eroberung Tsingtaus dar: zwei Soldaten, die triumphierend mit gezücktem Säbel auf einem Hügel standen, ein anderer Soldat erstürmte gerade diese Höhe. Dann gab es einen Schwertkampf, der die Einnahme Tsingtaus veranschaulichte. Mit zorngeartetem Gesicht und furchtbaren Gebärden führte der Schwertkämpfer diesen symbolischen Tanz aus, eine höchst lächerliche Sache.

Wald liefen wir in den Hafen von Singapur ein, wo wieder die Untersuchung der Papiere erfolgte. Man sagte mir sogar, daß ich unter Umständen aussteigen und mich in Kriegsgefangenschaft begeben müßte, wenn meine Papiere nicht in Ordnung seien. Nach einigen angstvollen Stunden kam der beruhigende Bescheid, daß der Paß in Ordnung sei. Hier erhielten wir nun wieder einen ganzen Schub von englischen Freiwilligen, so daß wir nunmehr 65 Mann an Bord hatten. Am selben Tage verließen noch fünf Schiffe den Hafen von Singapur, die sämtlich englische Freiwillige führten. Zwischen Singapur und Penang war die Angst vor feindlichen Schiffen besonders groß, denn hier war das Tätigkeitsgebiet der Uden gemein. Man hatte einen heiligen Respekt vor den deutschen Kriegsschiffen und war voller Bewunderung für den Kommandeur der Uden. Mit falschen Kurven und ohne Lichter fuhren wir weiter nach Penang, wo wir drei Tage liegen mußten, weil, wie man sagte, zwischen Singapur und Penang eine neue Schlacht stattfand. Einen Tag lang hörte man den Kanonendonner. Bei der Ausfahrt aus dem Hafen von Penang sahen wir ein gesunkenes französisches Schiff, von dem nur noch der Schornstein und ein Mast zu sehen war. Sehnsüchtig schauten wir, als wir uns Kolombo näherten, hinüber in die ragenden Palmenhaine unter dem tiefblauen Tropenhimmel, alles erstrahlend in blendenden Farben, sprühender Beleuchtung. Zu meiner größten Freude erlaubte mir diesesmal der Offizier, an Land zu gehen, unter der Bedingung, daß einer der englischen Freiwilligen uns begleite. Mit nicht zu beschreibenden Gefühlen betrat ich nach langer Zeit zum ersten Male wieder festen Boden, rot leuchtende, glühend erscheinende Erde, sahen die blendend weißen Häuser, die dunkeln Palmen und saftig-grünen Rosenpläne, über die herrliche Menschengestalten wandelten, stolz und aufrecht wie Bronzestatuen. Sonderbarerweise war Kolombo der einzige Platz, der sich nicht im Kriegszustand befand, ungehindert konnte man zu später Stunde an Bord zurückkehren.

Mit der üblichen Vorsicht sehen wir die Fahrt bis Sues fort. Außerordentlich fesselnd war die Fahrt durch den Sues-Kanal. Unzählige Soldaten besetzten seine stillen Ufer. Auf beiden Seiten des Kanals erstreckten sich große Lager mit Tausenden von Zelten, die von englischen und indischen Militärs besetzt waren. Auf den lehmigen Feldern wurden große Übungen abgehalten, von denen ganz besonders die der Kamelreiter einen interessanten Anblick boten. Von Zeit zu Zeit ertönte Ruf und Gegenruf zwischen unseren Freiwilligen und diesen Soldaten, ein heftiges Fragen über den Stand der Dinge und dann ein begeistertes Hurra, denn natürlich hatten die Verbündeten gefiegt, und die Vernichtung Deutschlands ging Schritt für Schritt voran. Das waren die Nachrichten, welche die Küstenzeitungen brachten. Unsere Hoffnung, in Port Said aussteigen zu dürfen, wurde schmählich enttäuscht. Als wir dort anlangten, erklärte man uns in scharfer Weise, daß es nicht erlaubt sei, auszugreifen. Einer meiner englischen Freunde, der sich an Land zum englischen Gouverneur begab, um sich für mich zu verweiden, wurde kurz und grob abgewiesen, nachdem man ihn dreimal sich hatte entziehen lassen und ihn von oben bis unten untersucht hatte. Man bot ihm, sich nicht für mich zu verwenden, da er dadurch Unannehmlichkeiten haben würde, denn man vermute, daß ich eine Spionin sei, vor deutschen Frauen müsse man sich überhaupt in acht nehmen, sie seien schlimmer als die Männer. Noch schlimmer erging es einem anderen Reisefahrten, einem Italiener, der ebenfalls für mich sein Bestes versuchte: ihm nahm

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Nexö.

Ein stiller Ernst lag über ihm, der seinem Wesen lange fremd gewesen war; langsam nahm er Papier herbor und setzte sich zum Schreiben hin:

Domborg, 17. September 92.

Lieber Vater!

Ich danke Dir für Deinen Brief und für die Aufrichtigkeit, die trotz allem aus jeder Zeile hervorleuchtet. Du windest Dich unter einem recht begreiflichen Gram und stellst Dich zynisch, Du übergibst Dich auf Gnade und Ungnade der Gemeinheit und nennst Dich befreit.

Warum auch nicht? Ich finde nur, Du solltest gegenüber einer möglichen Vaterschaft keinen Vorbehalt treffen. Sollte ein Mann mit Deiner Bildung und Deinem freien Blick sich nicht über solche Kleinigkeiten hinweggehen können, wie zum Beispiel darüber, daß seine Frau ihm mit Hilfe des Kommiss ein oder zwei Kinder schenkt — Du bist ja doch Demokrat! Und Kinder sind ja doch eine ziemlich logische Folge des Rechtes der Eheleute, einander zu umgehen, wie Du selbst anerkannt. Selbst wenn Du auf diese Weise das Dugend voll bekämst, darfst Du Dich darum doch nicht auf die Hinterbeine setzen. Neulich hat es einen Fischer hier betroffen, und obwohl der Mann nie den Katechismus der Freien im Geiste gelesen hat, erfüllt er in jeder Beziehung seine Verpflichtungen als Ehemann und Versorger. Möchte er Dir ein leuchtendes Beispiel sein!

Natürlich mußt Du Dein Haus nicht nur dem Kommiss, sondern jedem anderen Viebhäber öffnen. Wozu hat Deine Frau sonst ein wohlhabendes Heim? Ob man ein bißchen Vordellwirt mehr oder weniger ist, kann Dich wohl nicht genieren.

Ist die Ehe trotz allen ihren Unflätigkeiten nicht doch eine menschenfreundliche Einrichtung, wenn man nur die rechte Auffassung von ihr hat? Die Alten haben sie nicht; sie verlangen, daß die Ehe vollständig und trotz allem aufrechterhalten werde; einige von uns Jungen wollen sie ganz ausgerottet sehen, aber Du und die Deinen, Ihr habt gezeigt, daß man sehr gut die Institution beibehalten und in ihrem Schutze seinen kleinen Reigungen, ein jeder für sich, nachgehen kann. So wird das Heim zugunsten des aufwachsenden Geschlechts aufrechterhalten, und die Verhältnisse entwickeln freien Blick, Rücksicht und diejenige Toleranz, die das Kennzeichen wahrer Bildung ist. Hat man Anlagen, so kann man es allmählich dahin bringen, dem Viebhäber seiner Frau

Ratschläge zu erteilen, wenn man ihm auf dem Wege zu der eigenen Mätresse auf der Treppe begegnet.

Was hindert Dich wohl daran, feig Deiner Wege zu laufen, unter dem Vorwand, die Stellung werde Dir zu gemein, und Deinen Sohn in die traurige Lage zu versetzen, sein Heim zu haben! Welch entschlicher Gedanke, wenn die Ehen und mit ihnen die Heimsstätten aufgelöst würden! Man denke, wenn das kommende Geschlecht während seines Wachstums die Ofenede für Halbheit, Anpassung und Kompromisse, wie ein Heim sie darbietet, entbehren müßte!

Aber dank Eurer Toleranz haben wir einen Ort gehabt, wo wir lernen konnten, uns den praktischen Forderungen des Lebens anzupassen. Wir sahen, wie Ihr Euch zu Hause zanktet, manchmal prügelte, aber Ihr seid nicht auseinandergefahren, im Gegenteil, Ihr habt einander zärtlich angelächelt, wenn Ihr unter Menschen waret, und habt Euch — beholfen, so gut es ging. Und im Lauf der Zeit habt Ihr gelernt, einander zu ertragen, in den mageren Perioden vielleicht sogar vorlieb miteinander zu nehmen. Welche Schule für uns!

Und wir, wir fingen an, auf die freie Liebe zu schwören, in voller Gewißheit, daß es keine andere gab. Aber Eure milden Augen begleiteten uns, Eure Toleranz machte uns weich, und wir glitten zur bürgerlichen Ehe hinüber und von da, einer nach dem anderen, auch zum kirchlichen Segen. Da nicktet Ihr anerkennend: man kann recht gut radikal sein, ohne Anstoß zu erregen.

Wenn das Ganze verrechnet werden sollte, schuldeten wir Euch sicherlich viel!

Aber dieser und jener verschrobene junge Mann glaubt, daß dies Verfall sei. Und er fragt sich, wie viele Generationen noch verfallen sollen, wieviel Jugend noch bei dem Beginn des Kampfes und der dann folgenden Entwaffnung durch das milde, weltfluge Lächeln der Älteren demoralisiert werden soll. — Der junge Mann war so idiotisch zu glauben, daß er Menschen finden würde, die sich das Recht vorbehielten, alles zu untersuchen — und eines Tages den Zweifel und die Analyse abzuschütteln und ein neues Leben in der Erkenntnis aufzubauen. Er glaubte, zusammen mit ihnen die ersten Umrisse einer neuen hohen Moral ziehen zu können, deren Grundlage vielleicht all das wäre, was die jetzt geltende verwirrt. Aber er stieß nur auf alte Dogmen, neue Dogmen — oder eine Vereinigung von beiden. Und er weinte vor Unwillen, weil es ihm schien, als wären der milde Blick, die Toleranz und das Kompromiß die Folgen eines geistigen Schadens und nicht geistiger Kraft und Ueberlegenheit.

Willst Du glauben, daß es wirklich solche Idioten in unserer Klugen, durch und durch gebildeten Gesellschaft gibt?

Der gesunde Gang der Ereignisse macht sie jedoch immer gründlicher zusehenden, — um im Zeitungsjargon zu reden; und Du und ich, wir haben nichts anderes zu tun, als gebührenden Abstand von ihnen zu nehmen.

Wenn Du diesen Brief gelesen hast, wirst Du wahrscheinlich sagen, mir fehlte das Verständnis und der daraus folgende weite Blick. Im Gegenteil! Ich kenne recht gut das Gefühl des Versalls und erwarte bald zu hören, daß Du Dich dem Trunk ergeben hast.

Wir selbst geht es so lala.

Fremdlichen Gruß Dein Karl.

Er stand auf und schloß den Brief. In seinem Wesen war nichts von der verbitterten Stimmung, die der Brief barg, vielmehr nur steinerne Ruhe. Der Jörn lag hinter ihm, in dem physischen Leiden des gestrigen Tages und der Nacht. Sein Geist war zu erschlaßt gewesen, den starken Schlag empfangen zu können, und hatte ihn auf den Körper niedergehen lassen.

17.

In der nächsten Zeit bekam Vauder wiederholt Briefe von Frau Sörensen. Meist waren es kurze Schreiben mit einer besorgten Anfrage nach seinem Befinden oder einer halb versicherten, vertraulichen Mitteilung; aber obwohl er nie antwortete, wurden die Briefe immer häufiger, länger und ihr Inhalt intimer. Offenbar verbohrt sie sich allen Tatsachen zum Trotz immer mehr in die Vorstellung, daß er ihr lebhafteste Teilnahme entgegenbringe, und wollte mit Gewalt ihr Schicksal an das seine knüpfen.

Die Briefe waren sehr verschieden. Einige waren überwiegend ruhig und atmeten erfahrene Resignation, der Grundton anderer war eine unbegreifliche Selbstsicherheit, ein Stolz, wie ihn sonst nur ganz junge, prächtig ausgerüstete Frauen besaßen. Aber inmitten des Stolzes und der Selbstsicherheit hieß es dann: sie habe das Beste in ihrem Leben vergeudet und wolle nun die Reste aufammeln, um zu versuchen, von ihnen zu leben. Sie wolle von ihrem Manne fort, wolle ihn abschütteln, ihn und ihre ganze Vergangenheit, und dann — werde die Welt offen stehen mit all ihrem Glück und Glanz. In den Strom wolle sie hinaus, wo die Mätressen der Reichen sorglos Feste feierten vom Gelde dieser Männer, — und mit plöthlicher Zämmlichkeit hat sie dann um einen guten Rat und fragte, wieviel eine alleinlebende, anspruchlose Frau als Mindestsumme brauche, um in Kopenhagen leben zu können. Und im nächsten Satz hatte sie Stolz und Demut vergessen und teilte mit geschwägiger Freude mit, die Frau des Kandidaten sei nur eine Mutter für ihn und fügte sich glücklich dabei.

man zur Belohnung nach dem Aus- und Ankleiden seine Papiere
weg und ließ ihn außer dem Verhaften. Bei der Abfahrt des
Zweites fand er traurig zwischen zwei Polizeibeamten am Hafen-
wärtler und winkte wehmützig Abschied. Der Kapitän, der ebenfalls
bei der Besuche vorstellig wurde, bekam die Antwort, daß man mit
der Angelegenheit eines Deutschen nicht belästigt zu werden wünsche.
Ich mußte also weiterfahren, einer ungewissen Zukunft entgegen.
Das Verhalten der Franzosen bildete einen bemerkenswerten
Unterschied zu dem der Engländer. In Marseille behandelte man
uns mit ausgezeichneter Höflichkeit, und nach 21 Stunden kam von der
Kajüte die erlösende Postkarte, die uns die freie Weiterreise zu-
sicherte. Höflich bat man uns um Entschuldigung dafür, daß man mit
den Angelegenheiten bereit habe und hat, darüber wegzusehen,
wenn ein Polizeibeamter bis zur italienischen Grenze mitfähre.
Der Abschied von den Freunden an Bord war trübend. Alle
starrten für unser Leben und hielten uns, wir möchten doch in einem
neutralen Lande bleiben und uns nicht dem Tode im Vaterland
aussetzen. Außerdem waren die Engländer sehr niedergedrückt
darüber, daß die Franzosen großzügiger gehandelt hätten als die
Engländer, die doch ihre Zusage der freien Reise gebrochen hatten.
Nur noch einmal gab es mehrere Stunden Aufenthalt an der
italienischen Grenze, wobei die Schwierigkeiten durch Vorzeigen
eines Briefes des italienischen Vorgesetzten in Tokio beseitigt
wurden. Dann durften wir in Genua endlich in Ruhe und Frieden
Wohnstätten beziehen.

Schwindelhafte Kriegserfindungen.

Zu der „Marschau“ schreibt Ingenieur F. Hermann über die
„Kriegsindustrie“. Dabei kommt er auch auf allerlei schwindelhafte
Erzeugnisse dieser Industrie zu sprechen, wie ja im Kriege überhaupt
so mancher Schwindel „erfunden“ wird:

Für Millionen von Soldaten werden heute überall in
Deutschland passende Liebesgaben gefordert, und die Industrie
bemüht sich, diesen Forderungen nachzukommen. Doch die plötzlich
entstandene Nachfrage das Angebot manchmal übertrifft, daß nicht
bei allen der angebotenen Liebesgaben der geforderte Preis im
richtigen Verhältnis zum Werte steht, läßt sich bei einer plötzlich ins
Leben gerufenen Industrie, bei der Tausende Berufener und Un-
berufener verdienen wollen, unmöglich vermeiden. Auch läßt sich
hier nur schwer die Grenze ziehen, wo der reelle Handel aufhört
und der Schwindel anfängt; was der eine als Wunder des Er-
findungsgeistes preist, für das er gern einen erheblichen
Neubpreis über den eigentlichen Material- und Bearbeitungswert
zahlt, das erklärt ein anderer für amerikanischen Quacksalber, der auf
eine ungerechtfertigte Ausnutzung der immer urteillosen Menge
hinzuwinkt.

Daß eine solche Ausnutzung tatsächlich vielerorts und bei den
verschiedensten Kriegsbedarfsartikeln versucht wird, das beweisen die
behördlichen Warnungen vor Ankauf solcher Artikel, die
sich demnach fassen. So warnt das stellvertretende General-
kommando des 1. Bayerischen Armeekorps in München vor einem
sogenannten „Ideal-Kaffee, Marke 11“, „Thalers
Original-Kraft-Kaffee“, „Thalers
Original-Kraft-Kaffee-Tabletten“ sowie „Thalers
Original-
Kraft-Kakao-Tabletten“, weil Kaffee bzw. Kakao nur in
ganz geringen Mengen in den angebotenen Erzeugnissen enthalten
ist und der wirkliche Wert in gar keinem Verhältnis zu dem ge-
forderten Preis steht. — Der Stadtmagistrat Nürnberg wendet
sich gegen ein Präparat mit der Bezeichnung „alkoholfreier
Bunsin in der Lute“, dessen Auflösung in heißem
Wasser Bunsin, ja sogar Burgunder-Bunsin geben soll. Es handelt
sich dabei um eine mit einem Teersubstanz gefärbte und mit künst-
lichen Aromastoffen parfümierte Mischung von Zucker und geringen
Mengen Weinsäure. Das daraus hergestellte Getränk schmeckt nicht
entfernt nach Bunsin und ist geeignet, den Magen zu verderben. —
Ferner erklärt das stellvertretende Generalkommando des 1. Bayerischen
Armeekorps noch nachfolgende Warnung: „Gewarnt wird vor dem
Ankauf von Dr. Dypenheims echten Grogwürfeln,
Marke Südpol. Sie sind in Feldpostbriefe verpackt und für unsere
Soldaten im Felde bestimmt. Nach dem Aufdruck auf den Einheiten
befolgen diese Würfel angehängt aus feinstem Rum und Zucker
sollen in heißem Wasser aufgelöst ein Weinglas von
Grog ergeben. Tatsächlich beträgt der Alkoholgehalt nur
6,8 v. H.; dem Zucker ist Gelatine beigemischt; es läßt
sich selbst mit Zugabe von nur geringen Mengen heißen Wassers
kein großartiges Getränk erzielen. Das Rohmaterial für sechs
Würfel kostet ungefähr 10 Pf., der Verkaufspreis beträgt 1 Pf. —
Auch von den Kleidungsstücken, die als besonders geeignet
für die im Felde stehenden angepriesen werden, sind nicht alle
glaubwürdig, wie folgende amtliche Mitteilung zeigt: „Durch

Karl schämte sich dieser Briefe von einer älteren, ver-
heirateten Frau, schämte und grünte sich als junger Mann
darüber, daß die Liebe ihm nichts als eine solche Karikatur
zu bieten hatte. Aber er wagte es nicht, sich die Briefe zu
verbitten; selbst eine abweisende, ja grobe Antwort würde
sicherlich als Annäherung aufgefaßt werden.

Er härmte sich und konnte sich gleichzeitig einer gewissen
Behmut nicht erwehren. Aus dem, was er erfahren hatte,
erkannte er, daß ihre heftige hysterie aus ihrem ehelichen
Verhältnis völlig zu erklären war. Sie war ganz in ihrem
Recht, wenn sie behauptete, daß sie hübsch, gesund und gut in
die Ehe eingetreten, aber darin zugrunde gegangen sei. Und
ihre verzweifelter Entschluß, sich dem ersten besten unter jeder
Bedingung hinzugeben, zeugte davon, wie unendlich sie ge-
litten, — wie die Sehnsucht nach Liebe sie verzehrt hatte.
Das, ja, das erinnerte in unheimlicher Weise an die Opfer
der Hungersnot, die sich wahnsinnig auf alles stürzten, was
nur den Schlund passieren konnte, ohne die Fähigkeit zu be-
urteilen, ob es überhaupt Nahrungstoff für den ausge-
mergerten Körper enthielt.

Aber unheimlich war es, wie krampfhaft sie sich an ihn
festsaugte — doppelt unheimlich durch die blutige Ironie, die
darin lag. Er sollte das Glück sein! Er, ein armer Schwäch-
ling, weif, griesgrämig — der dem geringsten Verdruß erlag
— von dem sich noch kein gesundes Weib angezogen gefühlt,
weil die Luft um ihn eine warnende Schärfe hatte wie um
eine Giftpflanze! — Aber darin lag wohl unbewusste Be-
rechnung; ihr Instinkt hatte ihr gesagt, daß die Möglichkeiten
hier größer seien als bei den meisten Männern. —

Bei alledem wurde etwas in ihm wach.
Was im Grunde als Schmach über ihm gelegen hatte, als
lehtes, überflüssiges Zeugnis seines Unvermögens in allen
Punkten, das nahm jetzt die Form bewußten Entbehrens an.

Infolge seiner Kränklichkeit hatte er lange einen ganz
jugendlichen, fast kindlichen Ausdruck behalten. Und überall,
wo er mit Frauen zusammengewesen war, hatte er ihr Mit-
leid erregt, und sie hatten ihn wie ein Kind behandelt, in
dessen Nähe sie nicht schamhaft zu sein brauchten. Viel Ver-
trauen und viele kleine Liebesfugungen, die keinem richtigen
Wanne zuteil geworden wären, waren für ihn abgefallen;
weil als einmal war es vorgekommen, daß junge Frauen
ihm über die Wange oder das Haar strichen.

Eine Beilung sagte ihm das zu; als er aber erst über
die Zwang hinaus war, verstand er, warum sie es taten,
und da begann der Zorn in ihm emporzudobern. Als Mann
küßte er sich in seiner Ehre gekränkt, aber seine Person be-
traf das nicht — er war zu schwach, etwas zu empfinden.
(Rozh. folgt.)

marktschreierische Angebote werden sogenannte Militärwesten
aus Seidenstoff als Kälte- und Rasseisung empfohlen. Die
hierzu verwendeten Seidenstoffe für die Herstellung von Schirmen
sind keineswegs als geeignetes Material für Militärwesten an-
gesehen worden. Sie sind zu dünn, um Wärme zu spenden, und
die Appretur der Stoffe bietet nur geringen Schutz gegen die Feuchtig-
keit. Zudem steht der Preis für Seidenwesten in gar keinem Ver-
hältnis zu dem für andere sogenannte Militärwesten. Während für
Seidenwesten 6 bis 12 M. gefordert werden, sind Westen aus im-
prägnierten Stoffen mit oder ohne Wollfutter in bester Ausführung
schon zum Preise von 3 bis 5 M. erhältlich. — Auch direkt gefahr-
erhöbende Schutzkleidung wird angeboten. Davon gibt folgende Be-
schreibung des stellvertretenden kommandierenden Generals des
18. Armeekorps Kunde: „In zahlreichen, durch die Zeitungen ver-
öffentlichten Anpreisungen werden zurzeit Kugelschutzpanzer
der verschiedensten Art zum Verkauf gestellt. Diese Panzer erfüllen
durchweg nicht den versprochenen Zweck, sind vielmehr, wie ein Ver-
suchsgegenstand auf den von einer Firma G. Schneider u. Co.,
Machinistenfabrik, Koblitz i. S., in den Handel gebrachten Kugelschutz
gegen Infanteriegewehre“ beweist, dazu angetan, schwere Ver-
wundungen herbeizuführen. Abgesehen hiervon sind sie auch ge-
eignet, den Träger in seiner Bewegungsfreiheit zu hemmen und ihm
dadurch die Erfüllung seiner Aufgaben in erheblichem Maße zu er-
schweren. Vor Ankauf wird gewarnt.“

Winternacht im Schützengraben.

Aus einem Feldpostbrief entnehmen wir die nachstehende
Schilderung:

Ich möchte Sie nun heute einen Tag im Schützengraben
schildern. Es ist Sie ja schon aus den vielen, vielen Feldpostbriefen
bekannt. Aber ich glaube, wenn ich Sie eine kleine Schilderung
gebe, wird Sie doch etwas anders aussprechen.

Nachdem ich am Tage in demselben Unterstand, in dem ich jetzt
schreibe, verweilt hatte, ging es abends noch fünf Uhr (Eintritt der
Dunkelheit) vor zur Ablösung. Drei Kilometer hatten wir noch zu
marschieren. Untermwegs bekamen wir noch jeder ein Bündel Stroh
oder ein langes Brett und weiter ging es im Dunkel über ge-
frorenen Sturzader, Gräben und alte verlassene Stellungen. Links
vor uns befindet sich die Schlachtfeld, noch etwas nach rückwärts
im Verhältnis zu den von uns abzuhörenden Kameraden. Daher
kam es, daß ab und zu einmal ein Geschöß über uns oder zwischen
uns hindurch ging. Die Artillerie schloß nur noch wenig und so
haben wir ziemlich unbehelligt unsere Stellungen erreicht. Ganz
überhaupt war ich, als es hier: schwärzen und einrücken. Ich
hatte geglaubt, wir würden durch längere Laufgräben die Schütz-
engräben besetzen, so daß uns die Gegner nicht bemerken würden.

Es war nur gut, daß die Russen nur demingtelt schossen, sonst
wären wohl nicht viele in den Gräben geblieben.

Nachdem die alte Besatzung abgezogen, mußten unsere letzten
drei Gruppen des dritten Zuges, zu denen auch ich gehörte, noch
150 Meter weiter vor und einen neuen Graben, welcher wohl einige
Tage vorher ausgemessen worden war, besetzen und weiter aus-
bauen. Wir vervollständigten die Plankeinschubwehren, errichteten
Schleppscharten und bekamen so eine ganz gute, feste Stellung.
Diese Arbeit wurde unter dem Feuer der Russen ausgeführt. Die
Mühen wühlte durch Leuchtflugeln, welches alles beleuchteten, bemerkt
haben, was bei uns vorging. Gegen Morgen wurde das Feuer so
stark, daß die Schanzarbeiten eingestellt werden mußten.

Ich setzte mich in meine Erde und versuchte ein wenig zu
schlummern. Aber vergebens. Der Boden, auf dem ich lag, war
seucht von durchdringenden Grundwasser. Ich setzte mich nun auf
meinen Zornstern und legte mir unter die kalten durchnässten Füße
eine Handvoll zusammen gerastetes Stroh und versuchte so,
an die kalte nasse Erdwand gelehnt, zu schlafen.

Durch die Anstrengungen ist der Körper dermaßen erschläfft,
daß man auch in der unbehaglichen Lage einnickt. So ging es auch
mir. Ich träumte mich zu Hause und konnte gar nicht begreifen,
daß, als ich plötzlich geweckt wurde, ich mich hier im Schütz-
engraben befand. Ich stand auf, die Glieder steif, frierend am ganzen
Körper, hatte ich nun eine Stunde Laufposten. Ich mußte durch
eine Schießscharte nach vorn die Stellung der Russen beobachten.
Ich sahe und lauschte. Ich friere. Langsam fängt es an, zu
schneien. Mich schüttelt's. Ich hülle mich in meine Feldbahn und
setze mich — meine Stunde ist um — wieder in meine Erde.

Das Feuer der Russen wird stark. Einige von uns schaffen.
Dadurch haben die Russen bemerkt, daß unser neuer Graben besetzt
ist. Sie legen 700 bis 800 Meter von uns entfernt. Mit bloßen Augen
kann man nichts von ihnen entdecken. Unheimlich wird ihr Feuer.
Sie zielen sehr gut. Nur zu oft pfeifen die Geschöße durch unsere
Schleppscharten. Das ist gerade das Gegenstück von manchen Er-
zählungen. Die Russen scheinen uns alle vernichten zu wollen.

Frierend gehe ich zu einem befreundeten Kameraden. Er hat
eine etwas günstigere Erde und hat sich mit noch einem Kameraden
einen kleinen Zeltunterstand errichtet. Wir drängen uns dicht
zusammen. Der Schnee hat alles mit einer weißen Decke belegt.
Auch über uns hat er ein dünnes Leuchtband gebreitet. Wir frieren.
Trotzdem versuchen wir, etwas einzunicken. Aber die Russen lassen
uns keine Ruhe. Während pfeifen die Geschöße über unsere Köpfe
hinweg. Auch die Artillerie feuert sehr lebhaft. So ist wie in einem
Höllenkessel. Ein unheimliches Säusen, Wischen, Weifen und
Arachen. Langsam schleichen die Minuten und Viertelstunden da-
hin. Deutsch stehen wir die Stunden bei St. Ghislain
(der Genosse war im August bei St. Ghislain in Belgien
an Hand und Fuß verwundet worden und steht jetzt zum
zweiten Male im Felde) vor Augen. Nüchtern ein Gezerne und
Wärm in unseren Gräben. Alles an die Gewehre! Einige von
uns haben beobachtet, daß die Russen Verstärkungen erhalten.
Telephonisch teilt der Beobachter dies unseren Batterien mit.

Ich bin an meinen Stand geeilt und sehe, wie die Granaten
in die russischen Kolonnen und Unterstände einschlagen. Auch
von uns wird nun lebhaft gefeuert. Endlich läßt das Feuer nach.
Ich drücke mich in wieder in meine Erde. Langsam schleichen die
Stunden dahin. Endlich werden wir abgelöst. Die Ablösung war
eine sehr gefährliche. Aber vom Glück begünstigt, kommen wir
abends in unsere, was man so Quartiere nennt. Wir hatten
nur einen Verwundeten. Das waren meine ersten vierundzwanzig
Stunden im Schützengraben.

Theater.

Im „Theater am Bülowplatz“ gab es eine Neuheit —
wenn man das anderwärts schon veruchte Schauspiel „Sönke
Ericksen“ von Gustav Frentzen noch so nennen mag. Frentzen
wird ja auch manchen Arbeiterlesern als Verfasser des seiner Zeit
vielsprochenern „Polsten-Romans“ „Jörn Uhl“ sowie der Kolonial-
erzählung „Peter Noors Fahrt nach Südwest“ bekannt sein. Der
Hinweis hierauf erscheint in gewissem Grade berechtigt; denn erstens
spielt die Handlung des bis jetzt einzigen frentzenschen Dramas in
den holländischen Ostindien und zweitens hat dieses mit dem
„Jörn Uhl“ mancherlei Einflüsse des Gelpentischen gemein.
Frentzen schrieb das Stückchen autragmäßig für die Gedenkfeste
eines holländischen Marschallstädtchens. Obwohl er ihm durch Be-
arbeitungen eine veränderte Gestalt gab — den Charakter, doch auch
die Schwächen eines Gelegenheitsdichters vermochte er nicht zu be-
seitigen. Das Ganze ist in der Sprache flüchtig geschrieben. Aus der
Titelfigur quillt eine Mischung von „Jörn Uhl“ und Friedrich
Hebbel. An diese erinnert die Weisendanlage ziemlich deutlich.

Sönke Ericksen ist auch ein armer Junge, dem die Seagnungen
einer besseren Schulbildung verwehrt blieben. Dann wurde er
Magistratssekretär. Einen Tag aber vor der deutsch-französischen
Kriegserklärung, von der er aus einem Schreiben der Militärbehörde
an die Bürgermeisterei Kenntnis erhielt, griff er in die
Antikasse und entwich nach Amerika. Da man ihm das
Leben in der Heimat schwer gemacht hatte, wollte er
dem Vaterlande, das ja für ihn bloß ein Verzeiß gewesen, auch kein
Blutopfer bringen. Vierzig Jahre lang zieht er „drüben“ umher.

terwirbt wohl Geld — aber keine Heimlichkeit. Endlich treibt ihn un-
bändige Sehnsucht zur Geburtsstadt zurück. Natürlich widerfährt
ihm hier eine ablehnende Behandlung, wozu er sich wenden mag.
Daran ist er zwar selbst schuld. Warum? Er ist der harte Trog-
kopf von ehemals geblieben. Frentzen überließ vollständig den un-
wandelbaren Einfluß, den Welt und Menschen brauchen auf jedes
Individuum haben müssen. Weil aber Sönke Ericksen anders ge-
raten ist, so läßt ihn der Dichter auch sündig werden. Indem
Ericksen sein Erbrecht an die Geburtsheimat mit Trost
zu erlösen sucht, wird er zum Mörder seiner alten
Schwester, die um seine Jugendverehrungen gewohnt hat.
Der gerichtlichen Sühne entgeht er: Frentzen läßt ihn
vorzeitig an gebrochenem Herzen sterben — ein etwas
melodramatischer Schluß. Er erhielt Verfristung dadurch,
daß Jüngere Lornien und Kapitän Timm, gleichfalls zwei harteren
Menschenkinder, sich als Liebespaar zur Veröhnung die Hände
reichen — gleich den beiden Frauen in „Blindens“, Gabriel Fort-
mann“.

Als Dramatiker wird man Frentzen schwerlich ansprechen. Seine
Sente redet mehr, als sie tut; auch reden sie oft papiern. Die
Szene der drei Schulknaben wirkt aber deluzierend.

Dem Stück hat Paul Halbed eine sorgfältige Inszenierung
zuteil werden lassen. Unter den Mitwirkenden war Rudolf Werner
als Sönke Ericksen eine überaus gelungene Erscheinung. Eine vorzügliche
Bühnengestalt schuf Agnes Werner-Wagner als Frau Timm. ok.

Kleines Feuilleton.

Was können die dafür?

Dem Briefe eines ungarischen Genossen, der als Artillerieunter-
offizier in Galizien mitkämpft, entnimmt die Wiener „Arbeiter-
Zeitung“ das Folgende:

Die Lagerfeuer werden gewöhnlich dicht umflanden, neue Hin-
aufschümlinge finden schwer Zutritt. Auf einmal ertönt eine
Stimme: „Brüder, gebt Raum zweien Russen, mögen auch sie sich
wärmen.“

Der geschlossene Kreis wurde sofort geöffnet und zwei Insan-
teristen mit aufgeschlagenen Bajonetten brachten zwei russische Sol-
daten. Nach der kaum einer Stunde hatten sie in hartem Kampfe
mit ihnen gestanden. Und wie die beiden Infanteristen, so benahm
sich der ganze Kreis, der aus verwundeten und maroden Soldaten,
Kamiliton und Schwanzgeiß herbeischaffenden Artilleristen bestand.
Man beschenkte sich gegenseitig mit Zwieback, Zigaretten und Zucker.
Die Russen wollten uns danken geben, die wir jedoch nicht an-
nahmen, da sie alles, was sie bei sich hatten, selbst gebrauchen
konnten.

Mit Hilfe eines slowakischen Unteroffiziers haben wir uns sehr
gut verständigt. Diese Offenbarung der Menschlichkeit inmitten der
Schlacht machte einen tiefen Eindruck auf mich, schon des-
halb, weil unsere Soldaten, selbst intelligente Leute, von ihren
Angehörigen Briefe erhalten, die von dem stärksten Hass gegen die Russen
dünert sind.

Ich gab meiner Freude Ausdruck, daß dies nicht vergiftet
gewirkt habe. Darauf bemerkte ein Donned, im bürgerlichen Leben
ein fälschlicher Bauer, auf die Russen zeigend: „Was können die
dafür? Man hat sie herbeifohlen.“

Ähnliche Zeichen der Menschlichkeit konnte ich den ganzen Tag
noch sehen. Hier sah man einen russischen Schwerverwundeten,
der, auf zwei Donned gestützt, von unseren Ärzten verbunden,
daherlief; dort wurde auf einer Tragbahre ein Russe von unseren
Sanitätern getragen. Auf den Sanitätswagen saßen unsere und
die russischen Soldaten gemengt durcheinander. Viele verwundete
Russen sind freiwillig zu uns gekommen, weil unsere Verband-
plätze näher zum Kampfplatz waren als die ihrigen. Dieses humane
Benehmen den Verwundeten und Gefangenen gegenüber beruht
nämlich auf Gegenseitigkeit. Wenn hier ein Gefangenentransport
anlangt, so ist das erste, daß die Leute Menage bekommen. Und
daselbe geschieht auch im russischen Lager. Uebereinstimmend er-
zählen uns die Gefangenen: Rag bei ihnen Speise und Trank auch
knapp sein — die Gefangenen kommen zuerst an die Reihe.

Ich bin herzlich froh, daß ich hier so viel über Menschlichkeit
schreiben und die hier geschilderten Bilder noch einmal vor meinen
Augen vorbeiziehen sehen konnte. —

Puccini.

Der italienische Komponist hatte den Protest gegen die Zerstörung
von Löwen und der Kathedrale von Reims nicht unterzeichnet. Die
deutschnationale Presse Frankreichs fiel deswegen über Puccini her, der
sich nun folgendermaßen gegen allerlei Verdächtigungen wehrt: „Mit
es denn zu verwundern, daß ich mich jeder Kundgebung von
Deutschen (tedescophobia) enthalten habe? Meine Kunst hat
mit einigen Erfolge die Bühnen Europas besiedelt dürfen; ich
bin daher durch die Bande der Dankbarkeit, Freundschaft und Zu-
neigung verpflichtet, mich von leidenschaftlichen Kundgebungen fern-
zuhalten und nicht zwischen meinen Freunden in Deutschland und in
Frankreich zu wählen. Das ist nicht etwa eine geschäftliche Frage
für mich, denn meine Werke werden in dieser Zeit weder auf
deutschen noch auf französischen Bühnen aufgeführt; es ist die Frage
einer stillen Schwierigkeit, und freie Geister werden sie zu würdigen
wissen. Diesen gegenüber könnte ich ausdrücken, daß ich das Gefühl
der Enttäuschung über Ausfahrungen, die diesen Krieg begleiten,
vollständig teile; aber jede genauere Erklärung, zu der ich mich ver-
stehen würde, würde von niedrigen Erwägungen eingegeben scheinen, und
deshalb lasse ich mich nicht darauf ein.“

Eine Mahnung an die Kinder.

Der englische Lehrerverband „Society of Friends“ hat in seiner
Jahresversammlung am 6. Januar beschlossen, an die Schüler der An-
stalten, wo Verbandsmitglieder unterrichten, eine Art Flugblatt zu
verteilen, das unter anderem folgende Sätze enthält: „Es ist Eures
Vorrecht, in einer bedeutenden Zeitepoche zu leben, und wenn Ihr
auch nicht berufen seid, zu handeln, so seid Ihr doch berufen, Euch
zum Handeln in der nächsten Zukunft vorzubereiten. Ihr braucht
Euch noch keine Meinung über Dinge zu bilden, aber die Leute, die
älter sind als Ihr, unentschieden sind. Ihr dürft noch auf dem Auszug stehen und trachten, Euch ein eigenes
Urteil im Licht Eures eigenen Denkens zu bilden. — Die Willigkeit
fordert, Euch darauf aufmerksam zu machen, daß nur ein
kleiner Teil der Wahrheit jetzt vor Euch offen liegt. In diesem Augenblick werden nicht nur Tatsachen, sondern
auch Meinungen zur Erde gehalten. Es ist nicht unmöglich,
daß Ihr später dahinter kommt, daß Eure Landesgenossen
jetzt weit weniger einmütig sind, als manche es
uns glauben machen wollen. Da Eure Eltern nicht ver-
mocht haben, Recht und Fortschritt in Europa zu sichern, muß
dies mahnen, Euch selbst zu befragen, was Ihr tun werdet, wenn
Ihr auf ihrem Wege stehen werdet. ... Wenn Ihr die Zeitung
lest, versucht Euch einmal vorzu stellen, daß Ihr auf der
anderen Seite steht. Bedenkt, was Ihr tun würdet, wenn
Ihr berufen wäret, selbst den Schiedsspruch zu tun!
Erzieht Euren Geist zum Schiedsrichter!“

Notizen.

— Theaterchronik. Im Volksbühnen-Theater
am Bülowplatz gelangen am Freitag „Die Kreuzschreiber“
zum 25. Mal zur Aufführung. — In der ersten Aufführung des
holländischen Dramas „Vergewaltigung und sein Weib“ werden
die Hauptrollen von Friedrich Naylor und Helene Reddmer dar-
gestellt werden. — Im Friedrich-Wilhelmstädtischen
Theater gelangt Sonntag, den 21. Februar, die Johann Strauß-
sche „Die Fledermaus“ zur Aufführung.